



Leseprobe

J. R. Ward

Der Spion

Black Dagger 32 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 336

Erscheinungstermin: 11. März 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Eine mysteriöse Mordserie erschüttert Caldwell: Immer wieder werden Vampire von geheimnisvollen Wesen angegriffen und getötet, doch die Attacken hinterlassen keine sichtbaren Spuren bei den Opfern und die Angreifer verschwinden so schnell und lautlos in der Dunkelheit wie sie gekommen sind. Die BLACK DAGGER stehen vor einem Rätsel. Hat sich ihr alter Erzfeind Omega eine neue Tücke einfallen lassen oder haben sie es gar mit einem noch gefährlicheren Gegner zu tun? Als Bruder Vishous einen Weg findet, die Wesen zu besiegen, wird schnell klar, dass die BLACK DAGGER dazu die Hilfe ihres alten Verbündeten Assail brauchen. Doch der ehemalige Waffenhändler hat gerade mit eigenen Problemen zu kämpfen. Sollte seine große Liebe Sola herausfinden, dass er ein Vampir ist, droht er sie für immer zu verlieren ...

Die Autorin

J.R. Ward begann bereits während des Studiums mit dem Schreiben. Nach dem Hochschulabschluss veröffentlichte sie die BLACK DAGGER-Serie, die in kürzester Zeit die amerikanischen Bestsellerlisten eroberte. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in Kentucky und gilt seit dem überragenden Erfolg der Serie als Star der romantischen Mystery.

Ein ausführliches Werkverzeichnis aller von J.R. Ward im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

Mehr über Autorin und Werk erfahren Sie auf:
www.jrward.com

Titel der Originalausgabe:
THE THIEF (Part 2)

Aus dem Amerikanischen
von Corinna Vierkant

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Deutsche Erstausgabe 04/2019

Redaktion: Bettina Spangler

Copyright © 2018 by Love Conquers All, Inc.

Copyright © 2019 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Autorenfoto © by John Rott

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31930-1

www.heyne.de

Gewidmet:

Euch beiden.

*Ich wüsste keine Herzen oder Seelen,
die enger verwandt wären.*



DANKSAGUNG

Ein großes Dankeschön allen Lesern der Bruderschaft der Black Dagger!

Vielen, vielen Dank an Kara Welsh und alle anderen bei Ballantine – diese Bücher sind echte Teamarbeit!

Alles Liebe an das Team Waud – ihr wisst, wer gemeint ist. Ohne euch käme die Sache gar nicht zustande.

Nichts von alledem wäre möglich ohne: meinen liebevollen Ehemann, der mir mit Rat und Tat zur Seite steht, sich um mich kümmert und mich an seinen Visionen teilhaben lässt; meine wunderbare Mutter, die mir mehr Liebe geschenkt hat, als ich ihr je zurückgeben kann; meine Familie (die blutsverwandte wie auch die frei gewählte) und meine liebsten Freunde.

Und wie immer in Liebe und Hingabe an meinen WriterDog II Naamah.



1

Vitoria Benloise wachte auf, als der Wagen langsamer und das Motorengeräusch leiser wurde. Streeter war konstant hundertzehn Stundenkilometer gefahren, jetzt bremste er ab, um die Abzweigung Richtung »Iroquois Mountain Reserve« zu nehmen.

Die Umgebung hatte sich komplett verändert, seit Vitoria eingeschlafen war. Verschwunden waren die dicht besiedelten Ausläufer von Caldwell, stattdessen befanden sie sich nun inmitten einer einsamen verschneiten Berglandschaft.

Nirgends Lichter menschlicher Behausungen, keine Autos oder Lkws, nichts als eisige Wildnis, die sich meilenweit in alle Himmelsrichtungen erstreckte.

Die Einsamkeit wirkte unerwartet bedrückend auf sie und erinnerte sie an abgelegene Orte in Kolumbien, die sie niemals bereisen wollte. Ob arktische Tundra oder Regenwald, Vitoria hatte kein Bedürfnis, sich jenseits ausgetretener Pfade zu bewegen. Denn was, wenn sie hier

draußen eine Reifenpanne hatten? Wer würde ihnen helfen?

Streeters Blick streifte sie, doch sein Gesicht blieb verschlossen. »Sie sind wach.«

»Wir nähern uns dem Ziel. Warum haben Sie mich nicht geweckt?«

»Sie sind doch schon wach«, brummte er.

»Was ist los?« Wenn es ihn überforderte, kurzfristig eine längere Strecke zu fahren, eignete er sich nicht als ihre wichtigste Stütze. »Nun sagen Sie schon.«

»Hab 'ne Nachricht von 'nem Kumpel bekommen. Kollege aus der Galerie. Macht Security bei Abendveranstaltungen.«

Schön, daran erinnert zu werden, dass er lesen konnte, dachte Vitoria. »Sie sollten am Steuer keine Nachrichten schreiben.«

»Margot Fortescue ist tot. Ihr Freund hat sie gefunden. In ihrem Haus.«

Vitoria legte die Stirn in Falten, als müsste sie scharf nachdenken. »Fortescue – Sie meinen die Angestellte, die glaubte, die Galerie zu leiten? Da habe ich ihr heute wohl ein ziemlich unsanftes Erwachen beschert. Was für ein Jammer.«

»Sie hat mit Ihrem Bruder gevögelt. Wussten Sie das?«

»Mit welchem? Und achten Sie auf Ihre Ausdrucksweise.« Sie öffnete den Reißverschluss an ihrem Parka. In der Innentasche steckte die Pistole. »Ich bin eine Dame und habe ein empfindliches Gehör.«

»Eduardo. Sie hatten was miteinander.« Wieder blickte Streeter zu ihr. »Haben Sie sie umgebracht?«

Vitoria zog eine Braue hoch und spielte die Empörte.

»Ich? Lieber Gott, wo denken Sie hin? Natürlich nicht. Was sollte es mich kümmern, ob sie lebt oder tot ist?«

»Margot wusste ein paar Sachen. Hab mich nur gefragt, ob sie was von dem Scheiß ... äh, Quatsch erwähnt hat, als sie mit Ihnen geredet hat.«

»Ganz und gar nicht. Ich gestehe, dass sie mich nicht mag – beziehungsweise *mochte*. Aber das spielt wohl keine Rolle mehr. Es war ohnehin nicht der Rede wert.« Vitoria beugte sich vor, als ein Schild im Scheinwerferlicht erschien. »Wir nähern uns dem Ziel. Nur noch vier Meilen. Wissen Sie, wo Süden liegt?«

»Hinter uns.«

Vitoria betrachtete den Berg, der sich in der Ferne bis über die Waldgrenze erhob. »Sagen Sie, was für Sachen wusste Margot?«

»Dass Ihre Brüder nicht nur mit Kunst handeln. Aber nichts Genaueres, glaub ich.«

»Und woher wissen Sie das?«

»Two-Tone hat sie ein paarmal gevögelt. Sie hat getan, als hätte sie was in der Hand. Mehr hat er nicht gesagt.«

»Ein Sinnbild der Tugend, diese Frau.« Vitoria deutete auf die Straße vor ihnen. »Fahren Sie langsamer.«

Streeter bremste ab, als sie zu einem Abzweig mit einem großen hölzernen Schild kamen, auf dem »Iroquois Mountain Reserve« stand.

»Da lang«, befahl sie.

Folgsam trat er aufs Gas, doch schon nach kurzer Zeit ging es nicht weiter. Die Straße war nicht mehr befahrbar. Wer immer die Wege räumte, hatte am Fuß des Berges aufgehört.

»Das war's«, sagte Streeter. »Hier ist Schluss. Wir kommen nicht ...«

»Wir gehen zu Fuß.«

Er sah sie an. »Was?«

Wortlos beugte sie sich zu ihm rüber, brachte den Schalthebel in Parkposition und zog den Schlüssel aus dem Zündschloss.

»Wir laufen.«

»Sind Sie irre?«

»Ich habe Ausrüstung für uns.«

Sie stieg aus. Die Kälte war schneidend, aber dagegen konnte man etwas tun. Der Berg dagegen? Sie musste sich den Hals verrenken, um zum Gipfel hinaufzuschauen, und ihre Zuversicht schwand.

Eine halbe Meile, sagte sie sich. Das musste zu schaffen sein.

Sie ging zum Kofferraum und holte die zwei Paar Schneeschuhe heraus, die sie in der geräumigen Garage ihres Bruders gefunden hatte – neben einer Menge anderer nützlicher Dinge. Ein Hort von Schätzen. Darunter ein Bentley Flying Spur und ein Rolls-Royce Ghost, sorgsam gepflegt, genau wie das Haus.

Sie freute sich schon darauf, sie bald zu fahren. Aber diese Luxuslimousinen eigneten sich nicht für nächtliche Ausflüge aufs Land auf der Suche nach Leichen. Nein, dafür musste ein letztes Mal ihr Mietwagen herhalten.

»Ziehen Sie die an.« Auch Streeter war ausgestiegen, und sie warf ihm ein Paar Schneeschuhe zu. »Die Bindung ist verstellbar.«

»Ich lauf nicht auf so Dingern.«

»Damit kommen wir schneller voran.«

»Ich bin Raucher.«

»Ach, was. Keine Ausreden, ziehen wir uns anständig

an. Ich habe Skihandschuhe und Daunenjacken, Schneehosen und was man sonst noch braucht.«

Murrend fügte er sich. Sie legten die Ausrüstung an und marschierten los, sie voran, er hinterher. Die Schneeschuhe erwiesen sich als Glücksgriff, denn damit sanken sie kaum ein, als sie die breite Lichtung emporstiegen, die von der Straße übrig war. Stirnlampen waren überflüssig in dieser weißen Landschaft, die der Mond durch eine lückenreiche Wolkendecke beschien, aber sie hatten für alle Fälle welche dabei.

Es war schön hier draußen. Ihr Atem trat in kleinen Wölkchen aus ihrem Mund und stieg auf wie Rauch aus einem Kamin.

Hinter ihr keuchte Streeter vor Anstrengung. Aber die Bewegung würde ihm guttun – und wenn er starb, würde sie ihn einfach liegen lassen, bis man ihn im Frühling fand.

»Sagen Sie, wie kommen Sie auf die Idee, Streeter?«

»Was?«, japste er.

Sie blieb stehen und drehte sich zu ihm um. Er war ungefähr drei Meter hinter ihr, und als er aufholte, war sein Gesicht krebsrot.

»Haben Sie allen Ernstes geglaubt, ich hätte sie umgebracht?«

Es dauerte, bis er genug Luft zum Antworten hatte. »J-J-Jimmy hat mich angerufen. Sein Bruder ist beim ... CPD ...«

»Jimmy? Ist das der Wachmann aus der Galerie?«

»Ja.« Immer noch schnaufte Streeter wie eine Dampflok. »Er meinte, er hätte seinen Gehaltsscheck geholt ... und Sie wären in Eduardos Büro gewesen ... Margot ging rein und kam wütend wieder raus.«

Vitoria lächelte, obwohl sie insgeheim zutiefst verärgert war. Der Wachmann hatte einen Bruder bei der Polizei? Verdammt. »Ich versichere Ihnen, was immer dieser Frau zugestoßen ist, hat nichts mit mir zu tun. Kommen Sie, gehen wir weiter.«

In seinem gläsernen Haus am Ufer des Hudson schlüpfte Assail geräuschlos aus dem Bett und zog sich einen Morgenmantel über. Marisol lag nackt zwischen den Laken, gut zugedeckt, den Kopf mit den jetzt blonden Haaren aufs Kissen gebettet. Sie durfte nur noch eine Stunde bleiben, bevor er sie wecken und in den Keller schicken musste, damit ihre *vovó* sie morgens am rechten Ort vorfand. Aber er wollte nicht, dass sie ging. Sie war genau da, wo er sie haben wollte.

Als er am Bett stand und das Heben und Senken ihrer Brust beobachtete, kam er sich vor wie ein Vampir bei Bram Stoker: ein seelenloses Monster, das hungrig über ein zerbrechliches menschliches Wesen gebeugt steht, dem es das Leben aussaugen möchte.

So würde sie ihn sehen, sollte sie je herausfinden, wer er wirklich war. Es widerstrebte ihm, sie zu täuschen – verrückt, nachdem er ein Leben lang schamlos gelogen hatte, wann immer es von Nutzen war –, doch ihre Reaktion auf die Wahrheit fürchtete er noch viel mehr.

Sorgenvoll löste er sich von ihrem Anblick und ging die Stufen hinunter ins Erdgeschoss, wobei er die Türen behutsam hinter sich schloss.

Aber nicht nur, weil er niemanden wecken wollte.

Als er vor seinem Büro stand, machte sich ein unangenehmes Kribbeln in seinem Bauch bemerkbar, und es dauerte eine Weile, bis er eintrat und das kurze Stück zu

seinem Schreibtisch zurücklegte. Dort setzte er sich in den gepolsterten Bürostuhl und legte die Hände auf die Schreibunterlage. Hätte er den PC angeschaltet – was er nicht tat –, hätte er seine Konten sichten, die Portfolios prüfen, das Wachstum seines Reichtums ermitteln und sich daran erfreuen können.

Oder auch nicht. Der Umfang seines Vermögens erschien ihm nicht mehr so bedeutsam wie früher.

Er stahlte sich innerlich, schwenkte den Bürostuhl in Position und öffnete die linke obere Schreibtischschublade. Ein brauner Glasflakon lag darin, ungefähr so groß wie eine Rolle Kaubonbons.

Zu Beginn waren die Behältnisse kleiner gewesen, doch die Menge hatte irgendwann nicht mehr gereicht. Zum Schluss hätte er fast kofferweise von dem Zeug packen müssen.

Assails Hand zitterte, als er den Flakon herausnahm. Es war nur noch ein feiner Rest Kokain darin. Kein Wunder. In der letzten Woche vor dem Entzug hatte er so viel Schnee durch die Nase gezogen, dass er sich ein Loch in die Nasenscheidewand geätzt hatte.

Er ließ das Gefäß auf der Handfläche hin und her rollen. Erstaunlich, wie ihn ein unbelebtes, wertloses Objekt so erschüttern konnte, als wäre es eine Granate, die jeden Moment explodieren konnte.

Er wartete ... und wartete ... ob der Drang ihn überkam.

Als er ausblieb, spürte er kurz das Gefühl von wilder Freiheit und Euphorie. Er hatte den Feind besiegt, den Dämon bezwungen – und die holde Maid wartete in seinem Bett. Doch dann wurde sein Höhenflug jäh gebremst. Er wusste, es war einfach, der Versuchung zu

widerstehen, solange er entspannt und gelassen war. Die Kunst bestand darin, es auch in Stresssituationen zu tun.

Ernüchtert legte er den Flakon zurück in die Schublade und schloss sie wieder. Warum er ihn behielt, wusste er selbst nicht, und er wollte es auch nicht ergründen. Sollte er als finstere Mahnung dienen und ihn erinnern, wie leidvoll der Entzug gewesen war? Oder hob er ihn doch auf für den Moment, da er zurück in seine Sucht verfiel?

Assail wollte die Antwort nicht wissen, weil er sich selbst nicht traute.

Letztlich schaltete er doch den Computer ein, und der blaue Schein des Monitors flammte auf wie ein Feuer. Das Passwort fiel ihm auf Anhieb ein – eine Erleichterung –, und dank Hochkonjunktur konnte er durchaus zufrieden sein mit dem Stand der Dinge.

Selbst im Zustand geistiger Umnachtung hatte er sein Vermögen vermehrt.

Er lehnte sich zurück und fühlte in sich hinein. Verspürte er Müdigkeit? Nein. Nur ein Ziehen in den Muskeln, die nicht mehr an Bewegung gewohnt waren. Außerdem ein leichtes Hungergefühl, aber keine Lust, etwas dagegen zu unternehmen. Ihm war ein wenig kalt.

Die Stille im Haus spülte über ihn hinweg. Aus irgendeinem Grund wirkte sie bedrückend auf ihn und machte die Erleichterung zunichte, die ihn beflügelt hatte, seit man die Fixiergurte an seinen Handgelenken und Knöcheln gelöst hatte.

Seit er in seinen Körper zurückgekehrt war.

War das nun alles, was sein Leben zu bieten hatte? Passiv in einem Bürostuhl zu sitzen und zuzusehen, wie sich Kontostände änderten – aufgrund von Vorgängen,

an denen er nicht teilhatte und die er nicht beherrschen konnte?

Er wollte nicht zurück zur Manie seiner Sucht, auch nicht zu seinen illegalen Geschäften. Aber ohne Beschäftigung fühlte er sich wie farbenblind für die Existenz, fehlte der Welt eine gewisse Plastizität und Tiefe. Natürlich würde er als gebundener Vampir für seine Frau leben, das ja. Aber er brauchte mehr Perspektiven im Leben, als zu einem Möbelstück in seinem schicken Büro zu mutieren.

Sonst gab es nicht viel, das Marisol an ihrem *Hellren* finden konnte.

Assail öffnete die Schublade erneut. Neben dem Flakon lag ein Prepaid-Handy ohne Vertrag, doch als er es einschalten wollte, war natürlich der Akku leer.

Vielleicht war es ein Zeichen. Wenn er keine krummen Geschäfte mehr betrieb, brauchte er das Handy, über das sie gelaufen waren, letztlich auch nicht mehr.

Ein unangenehmes Gefühl der Leere trieb ihn zum Weitermachen an. Das Ladekabel hing an einer Steckereiste unter dem Schreibtisch, und er steckte es ein. Dann hielt er es in den Händen. Es dauerte eine Weile, bis es zu Leben erwachte. Während er wartete, erwog er, es zurück in die Schublade zu legen oder vielleicht wegzuwerfen. Letztlich klappte er es jedoch auf und sah, dass er vier Nachrichten auf der Mailbox hatte.

Er gab den Pin ein. Die älteste kam zuerst. Er hatte sie lang aufgehoben.

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Ich treffe mich gern auf einen Kaffee mit Ihnen. Machen Sie es gut, mein Freund.«

Eduardo Benloise. Seine Reaktion auf die Anweisung,

an einen Treffpunkt zu kommen, in einem vorab vereinbarten Code, seiner Meinung nach, um eine Million Dollar in bar in Empfang zu nehmen. Da er gierig war und Geld an seinem großen Bruder vorbeischleusen wollte, war er bereitwillig allein gekommen, ohne jemandem von der Vereinbarung zu erzählen.

Doch es war nicht zur Geldübergabe gekommen. Stattdessen hatten Assail und seine Cousins Eduardo überwältigt und hinten in Assails Range Rover gestopft wie eine Postsendung, um ihn im richtigen Moment als Druckmittel einzusetzen.

Assail hatte die Nachricht als Erinnerung daran behalten, dass er Marisol gerächt hatte.

Es war eine traurige Verbindung zu ihr und ihrer Beziehung gewesen.

Die zweite Aufzeichnung war vierzehn Tage alt. Jemand hatte sich verwählt und aufgelegt, genauso wie der dritte Anrufer.

Die vierte Nachricht war frisch, ungefähr zwölf Stunden alt. Eine Frau mit kaum hörbarem Akzent.

»Guten Tag, Sir. Ich rufe aus der Benloise-Art-Gallery an. Es geht um Ihren Kauf vom zwanzigsten Dezember. Laut unseren Aufzeichnungen hat sich die Auslieferung verzögert. Wenn es Ihnen recht ist, würden wir den Umstand gern mit Ihnen besprechen. Sollten Sie sich bereits mit uns in Verbindung gesetzt haben, betrachten Sie diesen Anruf bitte als gegenstandslos. Danke.«

Assail runzelte die Stirn und hörte die Nachricht ein zweites Mal ab. Und ein drittes.

Ja, sie hatte wirklich einen leichten Akzent, auch wenn sie ihn geschickt verbarg. Doch ihre »Rs« und die Sprachmelodie stimmten nicht ganz.

Sie stammte aus Südamerika.

Auf welchen Kauf bezog sie sich?

Sie hatte keine Nummer hinterlassen, doch das war unnötig. Sie war im Handy gespeichert.

»Assail?«

Er blickte auf. Marisol war die Treppe heruntergekommen und lief in Richtung Küche.

Er legte das Handy in die Schublade und schob sie zu, soweit es das Ladekabel zuließ. Dann stand er auf.

»Ich bin hier, mein Liebling.«

Ihre Schritte waren schnell, aber leicht, als sie umdrehte und in der offenen Tür erschien, doch dann zögerte sie. »Warum sitzt du im Dunklen?«

»Ich habe einen Blick auf meine Konten geworfen.« Er deutete auf den Monitor. »Erfreulicherweise kann ich berichten, dass es noch mindestens ein Jahr für Gas- und Strom reicht. Vielleicht zwei.«

»Oh ... gut.« Marisol hüstelte. »Äh, ich habe mir Sorgen gemacht, als du nicht da warst.«

Assail breitete die Arme aus, und sie kam zu ihm. Sie hatte das Hemd angezogen, das er in der Kirche getragen hatte, und ihre nackten Beine sahen bezaubernd aus.

»Du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen.« Er zog sie an sich und küsste sie auf die Brust, direkt über dem Herzen. »Es geht mir gut.«

»Kommst du zurück ins Bett?«

»Hm ... ja.« Er ließ die Hände zu ihren Hüften wandern, und ehe er sich's versah, glitten sie unter das Hemd. Ihre nackte Haut war warm und weich.

»Sollen wir zurück nach oben?«, fragte sie mit rauchiger Stimme.

»Ich will dich hier.«

Damit drückte er sie sanft an den Schreibtisch, schob Tastatur und Aschenbecher beiseite und drängte sie, sich auf die Schreibtischplatte zu setzen. Dass dabei fast der Monitor hinuntergefallen wäre, war ihm egal.

Dann schloss er die Tür kraft seiner Gedanken, sodass kein Licht mehr vom Flur hereindrang und nur der blaue Schein des ...

Mist, dachte er. Die Tür. Er hätte sie nicht mittels seiner Gedanken schließen sollen. Wenigstens schien es Marisol in ihrem Zustand der sich steigernden Erregung nicht aufgefallen zu sein.

»Versuch bitte, leise zu sein«, sagte er süffisant und legte die Fingerspitzen an die Innenseite ihrer Schenkel. »Du darfst niemanden wecken.«

»Und du?«, gab sie zurück.

»Hier geht es nicht um mich.«

Damit zog er rechts und links die Schreibtischschubladen auf, spreizte ihre Beine und stellte ihre Füße auf die Stützen, die er geschaffen hatte. Dann ließ er sich auf die Knie sinken.

Sie keuchte schon, bevor er an der Innenseite ihrer Schenkel emporwanderte.

»Nicht vergessen«, sagte er und ließ die Lippen über eines ihrer Knie streifen, »schön leise.«

Dann wanderte seine Hand weiter nach oben, doch er berührte sie nicht. Noch nicht. Stattdessen öffnete er den untersten Knopf ihres Hemds. Dann den darüber. Und den nächsten ...

Er wollte es ganz öffnen, doch für den unwahrscheinlichen Fall, dass jemand klopfte oder, schlimmer noch, einfach hereinkam, musste er den Anstand wahren.

Schließlich teilte er das Hemd und schob es ihr über die Hüften.

Und da war sie nun, nackt und mit weit geöffneten Schenkeln.

»Mmm«, schnurrte er und küsste sich von ihrem Knie an aufwärts bis zu dieser Stelle, die für ihn erblühte.

Er blickte auf und lächelte. Sie stützte sich mit den Händen auf der Schreibtischunterlage ab und bog den Rücken durch, doch ihr Kopf war nach vorn geneigt, weil sie ihm zusah.

Assail hatte genug vom Vorspiel. Langsam leckte er über das Zentrum ihres Geschlechts bis zu der Knospe am oberen Ende, die er mit der Zungenspitze neckte. Dann umschloss er sie mit einem Kuss.

Ihr unterdrücktes Stöhnen brachte ihn zum Lächeln, doch er hatte zu tun. Er saugte ihre Knospe ein, dann liebte er sie, ganz gemächlich, gab sich dem Gefühl und dem Geschmack hin, der Wärme und dem Rausch. Gierig schoben seine Hände ihre Knie weiter auseinander, hielten sie fest, massierten sie.

Sein Schmatzen war laut und deutlich zu hören in der Stille des Zimmers – genauso wie ihr Keuchen. Beides wurde lauter, als er begann, die Zunge schnalzen zu lassen, zuzustoßen und sie tanzen zu lassen, bis Solas Hüften auf und ab zuckten und sie sich ihm entgegendrängte.

Als sie kam, rutschten ihre Hände quietschend über die Schreibtischunterlage, und sie bog den Rücken durch, sodass der Monitor gegen die Wand schlug.

Doch er ließ ihr keine Verschnaufpause.

Er war ein grausamer Zuchtmeister.



2

Im Fernsehen lief Sport, als Vishous auf der Ledercouch in der Höhle zu Bewusstsein kam, eine Doku über ... Ric Flair, den alten Wrestling-Star.

Die Augen zu öffnen kostete mehr Anstrengung, als es das Gewicht der Lider rechtfertigte. Verdammt. Nicht mal Bankdrücken im Kraftraum war so kräftezehrend.

Der Kickertisch kam als Erstes scharf ins Bild, danach der große Flachbildschirm dahinter. Das Dritte waren die zwei Männer, die in der Küche standen und die Köpfe zusammensteckten. Sie unterhielten sich flüsternd, sodass er sie nicht hören konnte.

Es waren Butch und Rhage, und beide hielten Getränke in den Händen: Ersterer ein hohes Glas mit einer braunen Flüssigkeit, die ganz bestimmt keine Cola war, Letzterer eine Tasse so groß wie eine Badewanne, und V wusste auch ohne zu schnuppern, dass sie eine pappsüße heiße Schokolade enthielt.

Doch die Details seiner Umgebung waren nicht relevant.

Sie waren nur Durchgangsstationen für sein anlaufendes Hirn, Appetithäppchen und nicht der Hauptgang.

Denn seine Existenz drehte sich um Schmerz, und während er mehr und mehr zu Bewusstsein kam, kehrte die Erinnerung zurück, wie er Jane in den Armen gehalten und ein zweites Mal verloren hatte. Die Bilder trafen ihn wie die Schläge eines *Lessers*, der über ihn gebeugt stand und mit einem Bleirohr auf ihn eindrosch, bis sein Schädel in tausend Splitter zersprang.

Die Wirkung des Beruhigungsmittels, das sie ihm gegeben hatten, ließ nur langsam nach, was ihn frustrierte – obwohl er nicht verstand, warum.

Nüchtern würde sein Leid noch schwerer zu ertragen sein.

Jane, hauchte er. *Jane ...*

Als etwas Heißes seine Wange streifte, fragte er sich, wer da Kerzenwachs auf ihn tropfte ...

Ein Paar bizarr pupillenloser Augen tauchte so unerwartet vor ihm auf, dass er zusammenzuckte und sein Kopf vom Lederpolster abprallte.

Lassiter war wirklich der Letzte, den er jetzt sehen wollte. Dieses Großmaul mit dem blond-schwarzen Haar war sicher schädlich für seine Gesundheit.

»Hau ab«, knurrte V. »Lass mich in Frieden ...«

Der Engel legte den Zeigefinger an die Lippen. *Ganz ruhig. Alles ist gut.*

Jane ist weg!, wollte V schreien. *Sie ist verdammt noch mal weg, und mir ist scheißegal, was du oder sonst wer ...*

Lassiter streckte die Hand nach ihm aus und berührte ihn am Unterarm. *Ganz ruhig. Alles ist gut.*

Gar nichts ist gut!

V blickte zur Küche und fragte sich, warum Butch und

Rhage nicht auf diesen unwillkommenen Gast reagierten. Aber die beiden hatten genauso wenig für Lassiter übrig wie er, also ...

Auf einmal begann sich die Welt um ihn herum zu drehen, als wäre er ein Trichter, in den alles hineingesogen wurde.

Im nächsten Moment lag er flach auf dem Rücken im grünen Gras unter einem milchig weißen Himmel im Heiligtum. Und völlig zusammenhangslos fragte er sich, warum er seit Neuestem immer auf dem Rasen landete statt in der Eremitage seiner Mutter. Früher war er jedes Mal in ihrem Innenhof angekommen.

Vielleicht, weil sie nicht mehr da war? Egal.

»Lassiter«, stöhnte er. »Was willst du?«

Er setzte sich auf, rieb sich die Augen und erkannte, dass er vor der Schatzkammer saß ... und der gefallene Engel war nirgends zu sehen.

Die Tür zur Schatzkammer stand offen – was merkwürdig war. Sonst war sie immer verschlossen.

V stand auf und ging darauf zu, denn in seinem Schmerz fiel ihm nichts Besseres ein, außerdem wollte er wissen, ob ihn seine Beine trugen. Okay, sie funktionierten.

Eigentlich gab es keinen Grund, durch die Tür zu sehen, doch irgendetwas veranlasste ihn, den Blick dorthin zu wenden ...

In der Schatzkammer stand jemand vor einer Vitrine, den Rücken zu ihm, den Kopf gesenkt ...

Kurzes blondes Haar. Zierlich. Weiblich. Sehr weiblich ...

»Jane«, krächzte er und hielt sie für eine Erscheinung, die ihn quälen sollte.

Doch die Gestalt wirbelte herum.

Der Schrecken stand in diesem vertrauten, wunderschönen Gesicht, und wieder geriet die Welt ins Trudeln.

»Jane!«

Obwohl es der fieseste Scherz sein musste, den Lassiter sich je geleistet hatte, ließ V sich darauf ein. Er stürzte in die Schatzkammer und packte die zarte Figur, die so sehr nach seiner *Shellan* aussah.

»Vishous?«, fragte sie, als wäre sie gleichermaßen verwirrt.

Er umfasste ihren Hinterkopf, schloss die Augen und küsste sie. Und dabei betete er, dass sie nicht nur Einbildung war, ein Produkt seiner Trauer in Verbindung mit den Medikamenten, die man ihm verabreicht hatte.

»Ich dachte, ich hätte dich verloren«, presste er heiser hervor.

Und das nicht erst, seit sie die Kugel eines *Lessers* getroffen hatte, fiel ihm jetzt auf, sondern schon davor durch die Distanz, die zwischen ihnen entstanden war.

Jane drückte ihn, als wüsste sie, dass er sie jetzt fühlen musste. »Niemals«, erwiderte sie unter Tränen. »Du wirst mich nie verlieren ...«

»Was machst du hier?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist mir egal – küss mich einfach weiter!«

Jane umklammerte ihren *Hellren* mit der Kraft der Verzweiflung. Sie wusste, dass sie ihm vermutlich die Luft abschnürte, aber sie musste sich vergewissern, dass sie am Leben war – und er auch.

Sauerstoff war vorübergehend zweitrangig.

»Oh Jane, ich dachte, du wärest fort«, stammelte er mit

zitternder Stimme. »Ich kann nicht glauben, dass du hier bist. Was ist passiert? Warum bist du ... Scheiße, ich ... ich hab keine Ahnung, was ich hier rede.«

Sie lehnte sich zurück und sah zu ihm auf. Dann musste sie sein Gesicht berühren. Sie zeichnete die Tätowierungen an seiner Schläfe mit den Fingerspitzen nach, fuhr entlang der Wangenknochen, über das Ziegenbärtchen. Aus seinen diamantenen Augen strahlte ihr eine Liebe entgegen, die sie mit Demut und Reue erfüllte.

Wie hatten sie je die Zeit verschwenden können, die ihnen gegeben war? Warum hatten sie den Bezug zueinander verloren? Wie hatten sie das zulassen können?

»V«, sagte sie flehentlich, »es tut mir so leid, dass ich die ganze Zeit mit meiner Arbeit beschäftigt war ...«

»Wie? Was sagst du ... nein, *mir* tut es leid. Ich war so ein bescheuerter Idiot.« Sie wollte widersprechen, doch er schüttelte den Kopf. »Kann ich dich noch einmal küssen? Bitte, ich will einfach nur ...«

Ohne zu zögern schlang sie die Arme um seinen Hals und zog sich zu ihm hoch, wozu sie auf die Zehenspitzen gehen musste. Erneut verschmolzen ihre Münder, und das Aufeinandertreffen ihrer weichen Lippen drang sie bis ins Mark.

»Bitte«, stöhnte er. »Bitte, ich brauche dich.«

Sie wusste genau, was er damit meinte, und zögerte nicht. Sie trat ein paar Schritte zurück, bis sie gegen die Wand stieß, dann löste sie die Schleife am Bund ihrer Hose und ließ sie zu Boden gleiten. Ihre Stiefel waren etwas widerspenstiger, aber schließlich hatte sie sich vom linken befreit und schleuderte ihn durch die Schatzkammer. Mehr war nicht nötig, um sich zur Hälfte ihrer Hose zu entledigen.

V fingerte an seiner eigenen Hose herum, wobei er beinahe die Knöpfe aufriss, dann hing Jane an seinem Hals, und er legte ihre Beine um seine Hüften ...

Er drang so schnell und tief in sie ein, dass sie schrie. Was sie danach tat, wusste sie nicht ... und es kümmerte sie auch nicht.

Vishous war von Natur aus dominant, eine Gewalt, der man sich nicht entziehen konnte, und dementsprechend war der Sex mit ihm, wild und ungezügelt. Ihre Körper klatschten aneinander, und das Einzige, was sie hielt, war die Mauer in Janes Rücken.

Doch selbst die bot keine Garantie: Mit seiner Zügellosigkeit würde er Jane am Ende durch die Marmorwand und auf den Rasen hinaus ficken ... und sie genoss es. Sie genoss den fast gewaltsamen Akt, den messerscharfen Schmerz, das Gefühl, im Wald auf ein knurrendes Biest zu stoßen und sich ihm darzubieten, indem man sich auf den Boden legte.

Er war das Unkontrollierbare, das sie in keinem anderen Bereich ihres Lebens zuließ. Es hatte ihr gefehlt. Er hatte ihr so gefehlt.

Als sie zum Höhepunkt kam, rannen Tränen über ihr Gesicht. Dass sie diese Verbindung losgelassen hatte, versetzte sie in Panik – denn was wäre gewesen, wenn sie ihn für immer verloren hätte? Was, wenn die Kugel, die sie auf der Straße getroffen hatte, ihre Existenz beendet hätte? Oder schlimmer noch: Wenn sie einfach so weitergemacht hätte. Wenn die Arbeit ihr Leben bestimmt hätte und alles andere langsam verblasst wäre.

Und nicht nur sie, auch Vishous musste an sich arbeiten. Dinge ändern.

Aber wahre Liebe bestand eben nicht nur darin, dass

es zwischen zwei Leuten funkte. Der Part mit der körperlichen Anziehung war der leichteste Teil. Das Leben hielt sich nicht höflich zurück, während zwei verwandte Seelen miteinander kommunizierten. Das Leben war keine feine Dame mit leiser Stimme, die ihre Dienerschaft anwies, Kanapees für die Hungrigen zu reichen. Nein, es glich eher den Gästen einer Cocktail-Party, die man zum Teil gern in die innige Zweisamkeit aufnahm ... unter denen es aber auch Suffköpfe gab, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten und allen über die Füße kotzten.

Vishous verlangsamte seinen Rhythmus. »Du weinst. Scheiße, ich habe dir wehgetan ...«

»Nein, ich bin nur so froh, dass wir zusammen sind.« Jane schniefte, als er ihre Tränen mit den Daumen wgwischte. »Ich will einfach nur mehr davon.«

»Ich auch.« Er küsste sie.

Der Schmerz in seinen diamantenen Augen war ein Fenster in die Tiefen unter der kalten, berechnenden Intelligenz der Oberfläche. Jane wusste, dass er diese Verwundbarkeit nicht einmal seinen Brüdern gegenüber zeigte. Sie war ein Geschenk für sie, eine Bestätigung dessen, was er für sie empfand, die Grundlage ihrer Beziehung, die glücklicherweise nicht zerbrochen, sondern nur vorübergehend verschüttgegangen war.

»Ich habe dich verlassen«, flüsterte sie. »Es war nicht meine Absicht, aber es ist geschehen.«

»Ich habe dich auch verlassen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich bin schuld, dass ...«

»Nein, du warst oftmals tagsüber zu Hause, als ich in der Klinik war ...«

»Und wann bist du das letzte Mal heimgekommen, als ich keinen Drink in der Hand hielt?«

Jane öffnete den Mund. Schloss ihn wieder.

»Genau«, sagte er und strich ihr das Haar aus der Stirn. »Seit meine *Mahmen* weg ist, habe ich durchgehend getrunken, wenn ich nicht im Einsatz war. Und schon davor habe ich mich immer freiwillig gemeldet, wenn Not am Mann war. Der Krieg hat sich immer weiter zugespitzt, und dann der ganze Scheiß mit Xcor. Ich habe mich genauso von der Arbeit vereinnahmen lassen. Es war nicht allein deine Schuld.«

»Wie können wir verhindern, dass es noch mal so weit kommt?«

V wiegte die Hüften, glitt in sie hinein und wieder heraus, sodass sie aufstöhne. »Ganz einfach: Wir halten die Verbindung.«

Sie musste lachen. »Damit kann ich leben ...«

Wieder gab er sich einem Rhythmus hin, drang in sie ein und zog sich zurück, drang ein und zog sich zurück, während sie ihn mit den Beinen umklammerte.

»Ich meine: Dafür kann ich leben«, verbesserte sie sich, kurz bevor sie beide zum Höhepunkt kamen.

Vishous stand aufrecht in seinen Stiefeln, einen Arm gegen die Marmorwand gestützt, den anderen um seine *Shellan* gelegt, um sie auf Hüfthöhe in Position zu halten. Er fühlte sich, als wäre er nach langer Krankheit wieder gesund, als hätte er eine Grippe überwunden, die sich untypischerweise von den Menschen auf ihn übertragen und sein Immunsystem in Schach gehalten hatte. Nachdem die Symptome abgeklungen waren, fühlte er sich jetzt wie neu geboren, ein bisschen so, als würde ihn die Sternschnuppe vom Disney-Intro durchziehen, gefolgt von einem Regenbogen und einem Trupp Einhörnern.

»Ich will nicht loslassen«, sagte er.

»Es muss anstrengend sein, mich die ganze Zeit in der Luft zu halten.«

»Ach was.« Und selbst wenn, war es ihm egal »Aber für dich muss es ungemütlich sein.«

Behutsam stellte er Jane auf die Füße, dann sahen sie einander in die Augen.

»Tja, ich schätze, ich habe die Antwort auf die Frage, die ich nie zu stellen wagte«, murmelte er.

»Und die wäre?«

V blickte forschend in ihr Gesicht. »Ich hatte Angst, was aus dir wird, nachdem meine *Mahmen* weg ist. Ob ihre Magie, oder was immer es ist, anhält. Aber das tut sie.«

»Ja.« Jane strahlte. »Ich bin noch da.«

Als ihn die Gefühle erneut übermannten und er feuchte Augen bekam, hätte er sie am liebsten mit zwei Löffeln aus den Höhlen geholt. »Ich bin nur froh, dass mich niemand außer dir so sieht.«

»Deine Brüder lieben dich.«

»Ich sie auch, aber bei solchen Gelegenheiten teile ich meinen Sandkasten lieber nur mit dir allein.«

Sie beugte sich vor. »Heißt das, ich muss mich mit niemandem um deine Spielsachen streiten?«

Er wurde ernst. »Ganz genau das heißt es. Das weißt du, oder?«

»Ja.« Sie streichelte sein Gesicht. »Das weiß ich.«

V verzog den Mund zu einem Lächeln. »Dann kannst du jetzt im Kopf alle möglichen Kommentare über Baggern, Tunnelgraben und Stöckchenspiele einfügen.«

»Geht in Ordnung.«

Sie lachten, dann unterhielten sie sich eine Weile, und es war wundervoll, einfach ganz normal zu sein – was

möglich war, zwischen einem Geist und einem Vampir, verdammt.

Denn mal ehrlich, bei wem konnten sie sonst »normal« sein?

»Was meinst du, sollen wir zurück nach unten?«, fragte Jane und stieg in das Hosenbein, aus dem sie sich befreit hatte. »Sie machen sich sicher Sorgen um uns.«

»Ja, klar.« Doch nachdem Vishous die Knopfleiste seiner ledernen Hose geschlossen und sie den zweiten Stiefel angezogen hatte, machte keiner von ihnen Anstalten zu gehen.

Um etwas Zeit totzuschlagen, betrachtete V die Körbe mit den Juwelen. »Ist schon verrückt, ich war noch nie in dieser Schatzkammer.«

»Die Edelsteine sind unfassbar, findest du nicht?«

»Das ist der Reichtum der Spezies.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie ist das alles hier hochgekommen?«

»Wer weiß das schon.«

»Hast du die Revolver gesehen?« Sie deutete über die Schulter auf zwei altertümliche Pistolen. »Und was meinst du, was hier drin war?«

Vishous trat vor die leere Marmorvitrine und runzelte die Stirn. Etwas hatte auf der samtene Unterlage gelegen, doch nun war es fort. In der Mitte des Stoffs war ein rechteckiger, versengter Fleck.

»Merkwürdig«, murmelte er.

»V, du hinkst. Ich glaube, wir sollten uns deinen Knöchel ansehen.«

Er sah sich zu ihr um, und seine Lider senkten sich. »Wollen wir nicht lieber andere Körperteile untersuchen?«

»Bei dir oder mir?«

»Bei uns beiden.«

Jane lachte und trat neben ihn vor den leeren Kasten.
»Komisch, oder?«

»Ich wette, es war ein Buch.«

Doch die Schatzkammer war kein Museum mit kleinen Messingschildchen, auf denen die Ausstellungsstücke beschrieben wurden.

Und überhaupt war es nicht sein Problem. Vermutlich hatte seine *Mahmen* irgendwo ein falsches Komma entdeckt, einen Wutanfall bekommen und das Buch gegrillt.

»Komm her, meine *Shellan*«, sagte er und nahm Jane in die Arme. »Zurück in die Welt der Lebenden. Meine Brüder stellen wahrscheinlich gerade einen Einsatztrupp zusammen, um nach mir zu suchen.«

Jane lächelte, als er sie auf die andere Seite beförderte, wo sie vor dem Eingang des düsteren Hauses landeten. Und auch als er ihr die Tür zur Vorhalle öffnete und das Gesicht in die Überwachungskamera hielt, lag sein Arm um ihre Schulter.

Fritz öffnete, doch Vishous übernahm auf halbem Weg und schob die schwere Tür auf, um dem alten *Doggen* zu helfen ...

Tatsächlich tummelte sich die gesamte Bruderschaft im Foyer und legte Waffen an, als wollte sie im nächsten Moment aufbrechen, um ihn aufzustöbern, bevor der Morgen graute.

Alle Blicke richteten sich auf ihn, und als er die Erleichterung und den Schrecken in den vertrauten Gesichtern sah, wurde er ganz verlegen.

Um es zu überspielen, setzte er ein höhnisches Grinsen auf. »Ich bin zurück, ihr Wichser – habt ihr uns vermisst?«

Die Brüder jubelten, dann kamen sie nacheinander

auf sie zu und umarmten ihn. Normalerweise konnte er so etwas nicht ausstehen, doch diesmal war es anders. Er hatte so viel mit Jane durchgemacht, so viel verloren und wiedergewonnen, jetzt wollte er sich an seiner Familie festhalten, an diesem Moment, an diesem Platz im Weltgefüge. Klar, der Krieg war scheußlich und die Zukunft ungewiss und überall lauerte Gefahr, doch als Jane an seiner Seite stand und die Brüder auf ihn zukamen und ihn umarmten, kam er nicht dagegen an zu glauben, dass schon alles irgendwie in Ordnung käme.

Kurz darauf verkündete Fritz, dass man bald das Letzte Mahl servieren würde, und die Brüder gingen zur Bar, um zu feiern. Vishous zog Jane an sich und küsste sie auf den Mund.

Dann beugte er sich hinunter und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich möchte unser Schlafzimmer neu einweihen.«

»Ich auch. Wie lange müssen wir bleiben?«

»Zum Essen, aber nicht bis zum Nachtschisch.«

»Okay.«

Er folgte dem Strom aus Brüdern und Kämpfern ins Billardzimmer, als ihn etwas veranlasste, über die Schulter zu blicken.

Lassiter stand auf der anderen Seite der Eingangshalle in einer Ecke. Sein Gesicht war finster, sein Blick durchdringend. Er sah ganz und gar nicht aus, als wäre er zum Scherzen aufgelegt.

Ein Schauer lief V über den Rücken, und seine Schultern verspannten sich. Irgendetwas war hier faul, dachte er. Aber er konnte es nicht bestimmen.

»V?«

Als Jane ihn ansprach, verscheuchte er die Gedanken – und der gefallene Engel löste sich in Luft auf.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sie sich.

»Ja, ja«, murmelte er und wandte sich wieder dem Billardzimmer zu. »Alles gut.«

Offensichtlich stand er noch immer unter Schock und war paranoid. Der Engel war vermutlich nur sauer, weil sich die dritte Staffel von *Stranger Things* verzögerte oder irgend so ein Mist.

Lassiter ging es doch immer nur um sich selbst oder ums Fernsehen.



3

Ein erster Hauch von Rosa am Horizont kündete vom Anbruch des neuen Morgens, als Vitoria entschied, dass ihr Unterfangen sinnlos war. Zusammen mit dem keuchenden Streeter hatte sie den Fuß des Iroquoise Mountain bestiegen. Sie waren sicher schon die angewiesene halbe Meile gelaufen, wenn nicht zwei. Oder zwölf. Doch nirgends war ein Weg oder auch nur ein Pfad von ihrer Route abgegangen.

Vitoria blieb stehen. Sie war selbst ein wenig außer Atem. Ihr Frust war so groß, dass sie in Gedanken auf Spanisch fluchte.

»Zurück ... gehen ...?«, japste Streeter.

Sie ließ den Blick über den Hang schweifen, doch es gab nichts als diese einsame schneebedeckte Straße, die sich bis zum Gipfel zog – vielleicht zu einem Picknick-Platz, einem Observatorium oder einer Park-Ranger-Hütte.

Sie hatte gute Lust, Streeter für die fehlgeschlagene

